

Lektüren

Gregor Rohmann, Tanzwut. Kosmos, Kirche und Mensch in der Bedeutungsgeschichte eines mittelalterlichen Krankheitskonzeptes (= Historische Semantik, Band 19), Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2013, 716 S.

Tanzwut, so beginnt Gregor Rohmann seine Studie zum Thema, ist ein Forschungsproblem. Bis heute werde sie mit modernen Konzepten der (Massen-)Hysterie oder des Wahnsinns, mit Epilepsie oder Chorea Huntington gleichgesetzt. In überzeugender Weise setzt Rohmann diesem Verständnis in seiner Habilitationsschrift eine Perspektive entgegen, die die spätmittelalterliche Tanzwut als „eine Krankheit im Sinne einer fundamentalen Störung der sympathischen Harmonie von Mikrokosmos und Makrokosmos, Mensch und göttlicher Ordnung“ versteht (S. 623). Rohmanns Erkenntnisinteresse richtet sich dabei auf die Konstruktion und den Wandel des Motives des (unfreiwilligen) Tanzes. Er versteht die spätmittelalterliche Tanzwut nicht als statisches, universelles und diagnostisches, sondern explizit als diskursives und bewegliches Phänomen. Rohmann begibt sich mit seiner Studie weder auf die Suche nach der Ursache der Tanzwut noch geht er davon aus, dass die Tanzwut zu einem bestimmten Zeitpunkt voll ausgebildet gewesen sei. Es geht ihm nicht um konkrete Tanzwutereignisse, sondern um das „Reservoir an Zeichen“, aus dem man sich im Spätmittelalter bedienen konnte, mit dem man Teil des Diskurses über die Tanzwut wurde, über sie kommunizierte und sie auf diese Weise veränderte und weiterentwickelte (S. 19).

Mit seiner Frage nach der Geschichte des Tanzwutmotives begibt sich Rohmann auf die Suche nach dessen „diskursgenealogischer Referentialität“: Er versucht nicht die Kontinuitäten der Tanzwut, die von der

Antike bis zum Spätmittelalter (und darüber hinaus) reichen, nachzuzeichnen. Sein Ziel ist es vielmehr, die Thematisierungen des (unfreiwilligen) Tanzes und sein vielfältiges Vorkommen aufzuspüren. Das gelingt Rohmann, weil er das Quellenkorpus gegenüber der bereits vorliegenden Forschung ergänzt und erweitert. Diesen innovativen Zugriff, der literarische und historiographische Quellen gleichermaßen in den Blick nimmt, präsentiert er als Methodik einer mittelalterlichen Kulturgeschichte, die sich mehr für die „Aushandlungsprozesse zwischen literalen Eliten (Klerus) und vernakulärer Kultur“ interessiert als für mentalitätsgeschichtliche Perspektiven (S. 631). Gerade Legenden und Sagen bilden daher das Fundament der Studie, bilden sie doch ein „Konglomerat von Intertexten aus und Anspielungen auf antike Mythen, biblische und theoretische Autoritäten, liturgische Texte sowie populäre Erzähltraditionen“ (S. 631 f.). Die Analyse dieser Intertextualität zeigt, so arbeitet Rohmann in seiner Studie detailliert heraus, „spezifisch vormoderne Formen der Reflexion über kulturelle, politische und soziale Probleme“ auf (S. 632).

Den Wandel hin zur mittelalterlichen Entwicklung der Tanzwut verfolgt Rohmann vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung des lateinischen Christentums mit der antiken Mythologie. Er setzt beim platonischen *mania*-Konzept an, das als kosmologische Grundlage der antiken Glaubensvorstellung den Ausgangspunkt für den christlichen Diskurs über die göttliche Ordnung bildet (S. 95). In den Transmissionsprozessen der neoplatonischen Kosmologie in das mittelalterliche Christentum liegt, wie Rohmann rekonstruiert, der Nährboden für die ambivalente Wahrnehmung des (unfreiwilligen) Tanzes. So

lässt sich die umstrittene Adaption des Tanzes weder mit einer schlichten Ablehnung noch einer unveränderten Integration erklären, sondern ausschließlich als Weiterentwicklung, die im lateinischen Europa des Mittelalters auf unterschiedliche Weise vermittelt und verbreitet wurde.

Die Analyse des Tanzmotivs öffnet den Blick auf Zwischenräume und liminale Übergangssequenzen. Der Grad zwischen Heil und Unheil ist dabei ebenso so schmal und fundamental wie derjenige, der sich zwischen der Integration antiker und mythologischer Narrative und ihrer gleichzeitigen Aktualisierung um kirchenpolitische Themen im 11. Jahrhundert auftut. Am Beispiel der Kölbiger Legende um eine Gruppe tanzender junger Menschen, die die Kirchmesse stören, zeigt Rohmann den engen Zusammenhang zwischen den beginnenden Kirchenreformen und neuen Kontroversen über performative Frömmigkeitspraktiken. Er betont, dass es sich bei der Entstehung des Tanzwunders nicht um ein reales Geschehen im sächsischen Stift Kölbig handle. Ebenso wenig eröffne das Mirakel Einblicke in pagane und volkstümliche Rituale. Vielmehr bediene es genau jene „Motive, die im Wahrnehmungshorizont christlicher Theologen als Chiffren für »Heidentum« und Gottesferne markiert waren“ und in die aktuelle Diskussion über die Kirchenreform im 11. Jahrhundert integriert wurde (S. 492). Mit dieser Analyseperspektive gelingt es Rohmann, die Kölbiger Legende als genau jenen Moment in der Diskursgenealogie zu identifizieren, in der die platonische *mania* ebenso wie ihre theologisch reflektierte Transformation all jene Facetten bereithalten, die in der späteren Tanzwut abgerufen und aktiviert werden konnten. Indem Rohmann detailliert die Verbreitung und Variation des Kölbiger Tanzmirakels nachvollzieht, kann er dessen Transformation zum Exempel, das schließlich mit dem Kupferstich von Matthias Merian zu Johann Ludwig Abelins *Historica chronica* (zuerst Straßburg 1630) seine kanonische Bildgestalt findet, nachzeichnen. Anschließend geht der Autor der Frage

nach, wie die Heiligen Vitus und Johannes im späteren Mittelalter mit der platonisch-kosmologischen Idee eines unfreiwilligen Tanzes verknüpft werden konnten. Denn ihre Qualifikation als Patrone der Tanzwut erhalten beide Heilige nicht durch „isolierte Einzelaspekte ihrer Vita“, sondern dank eines vielfältigen wie -schichtigen Konglomerats aus Assoziationen und Eigenschaften (S. 623).

In seiner Geschichte der Metapher des (unfreiwilligen) Tanzes zeigt Rohmann, dass sich die Diskursgenealogie der Tanzwut stets in Bewegung befindet und immer wieder und auf neue Arten Inspiration aus der antiken Kosmologie bezog. Rohmann verfolgt die Spur des Zeichenvorrates, der aus der platonischen *mania* in die christliche Besessenheit und von hier in die Performanz von Heilsferne wandert. Für die Medizinhistoriker des 19. Jahrhunderts scheint am Ende dieser Entwicklung eine pathologische Diagnose zu stehen, die den unfreiwilligen Tanz mit modernen Konzepten der Hysterie verknüpft. Dass eine solche retrospektivische Rekonstruktion jedoch zu kurz greift, zeigt Rohmann einleuchtend, indem er die Konstruktion der Hysterie im 19. Jahrhundert als „weitere Iteration des *mania*-Konzepts“ entlarvt. Folglich handelt es sich bei den von ihm behandelten Beispielen auch „nicht um frühe Fälle von Tanzwut, sondern um Stationen auf dem Weg der diskursiven Formierung dieses erst sehr viel später manifest werdenden Krankheitskonzeptes“ (S. 361 f.).

Auf gleichermaßen beeindruckende wie überzeugende Weise legt Rohmann seinen Blick auf die Vielfältigkeit und gelegentliche Widersprüchlichkeit von Diskursen. Seine detaillierte und dichte Studie liefert damit nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Tanzwut-Narrativs, sondern zeigt darüber hinaus das Potential neuer kulturgeschichtlich motivierter Untersuchungen, die nicht den Versuch unternehmen, die Widersprüchlichkeit von Diskursen aufzuheben, sondern gerade ihre Vielgestaltigkeit explizit ins Zentrum stellen. Rohmann gelingt es, die Metaphern

und Motive der Tanzwut nicht nur aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten, sondern vielmehr als mitunter kontroverse Deutungen unaufgelöst stehen zu lassen und ihre kulturelle Produktivität zu betonen. Mit seinem Ansatz wird Rohmann hoffentlich dazu beitragen, dass auch über die mittelalterliche Geschichte hinaus Arbeiten entstehen, die Quellenanalyse und kulturgeschichtliche Ausrichtung auf innovative Weise kombinieren.

Eva Brugger (Basel)

Renata Ago, *Gusto for Things. A History of Objects in Seventeenth Century Rome*, Chicago – London, University of Chicago Press 2013, 314 S.

Renata Agos Buch „Il gusto delle cose“ erschien 2006 in Italien und 2013 in englischer Übersetzung mit einem Vorwort von Paula Findlen. „Il gusto delle cose“ ist, insbesondere wegen der innovativen Diskussion der geschlechtsspezifischen Unterschiede bei Besitz und Konsumverhalten, in Italien ein einflussreiches Buch. Dass die englische Ausgabe erst später erschien, mindert den Einfluss, den es auf die angelsächsische Fachwelt hat, nicht. Die Geschichte des Konsums und der materiellen Kultur in der frühen Neuzeit ist ein aktives Forschungsfeld, und so fand ihr Werk schnell eine große Leserschaft. Ago untersucht die Mittelschicht Roms im 17. Jahrhundert und bietet zudem einen breiten Querschnitt der wichtigsten Objektgruppen, die für diese Haushalte dokumentiert sind, von Möbeln, Einrichtungsgegenständen und Kleidung zu Sammlungen, demonstrativen Objekten, Büchern und Gemälden. Thematisch adressiert sie damit Lücken, die sowohl aufgrund des Schwerpunkts auf der Konsumrevolution und damit auf dem 18. Jahrhundert, als auch mit der Fokussierung auf bestimmte Objektgruppen entstanden.

Methodisch greift Ago einen erprobten Ansatz auf: Sie untersucht eine Serie von ca. 80 Inventaren von Männern und Frauen,

um Einblick in die materielle Kultur Roms im 17. Jahrhundert zu erhalten. Dabei entnahm sie Stichproben der „Mittelschicht“ („middling class“ oder „ceto mediocre“ nach Giulio Mancini) Roms aus den Notariatsakten, die Handwerker, Advokaten, Handelsleute, Künstler und Mitglieder des niederen Adels umfassen. Rom stellte im 17. Jahrhundert ein Zentrum des luxuriösen Konsums dar und diese „Mittelschicht“, die genau genommen die obere Mittelschicht war, nahm am Konsum der nicht notwendigen Verbrauchsgüter regen Anteil. Dies wird vor allem bei der weiten Verbreitung von Gemälden in den untersuchten Haushalten deutlich, denen Ago ein eigenes Kapitel widmet. Ihre These dazu ist, dass es sich hier um eine soziale Gruppe handelte, die sich über ihre spezifische materielle Kultur definierte. Wie repräsentativ diese soziale Gruppe für die Bevölkerung Roms im 17. Jahrhundert war, darauf weist Paula Findlen hin: Ago konnte in früheren Arbeiten zeigen, dass etwa ein Fünftel der Bevölkerung Roms Handwerker oder Ladeninhaber war beziehungsweise die Hälfte der männlichen Bevölkerung ein Gewerbe ausübte.

Ergänzend zieht Ago weitere Dokumente heran wie z. B. Tagebücher, Haushaltsrechnungen, Testamente und Briefe. Damit erweitert sie nicht nur den Informationsgehalt, sondern kann auch die Aussagekraft der Inventare prüfen. Letztere erweisen sich als geeignete Quellen für die Untersuchung der materiellen Kultur, auch wenn sie Fragen offen lassen wie beispielsweise die kuriose Seltenheit von Schuhen bei Frauen, die auch in süddeutschen Inventaren beobachtet werden kann. Mit ihrem Zugang trägt Ago wesentlich zur Diskussion über die Quellengattung der Inventare bei. Außerdem schlägt sie eine weitergehende Definition von materieller Kultur vor, indem sie alle Aspekte der Beziehung zwischen Menschen und Objekten miteinschließt: „In this sense by material culture I mean that part of the culture that is objectified in things, that requires things to materialize its own existence.“ (S. 3) Die-